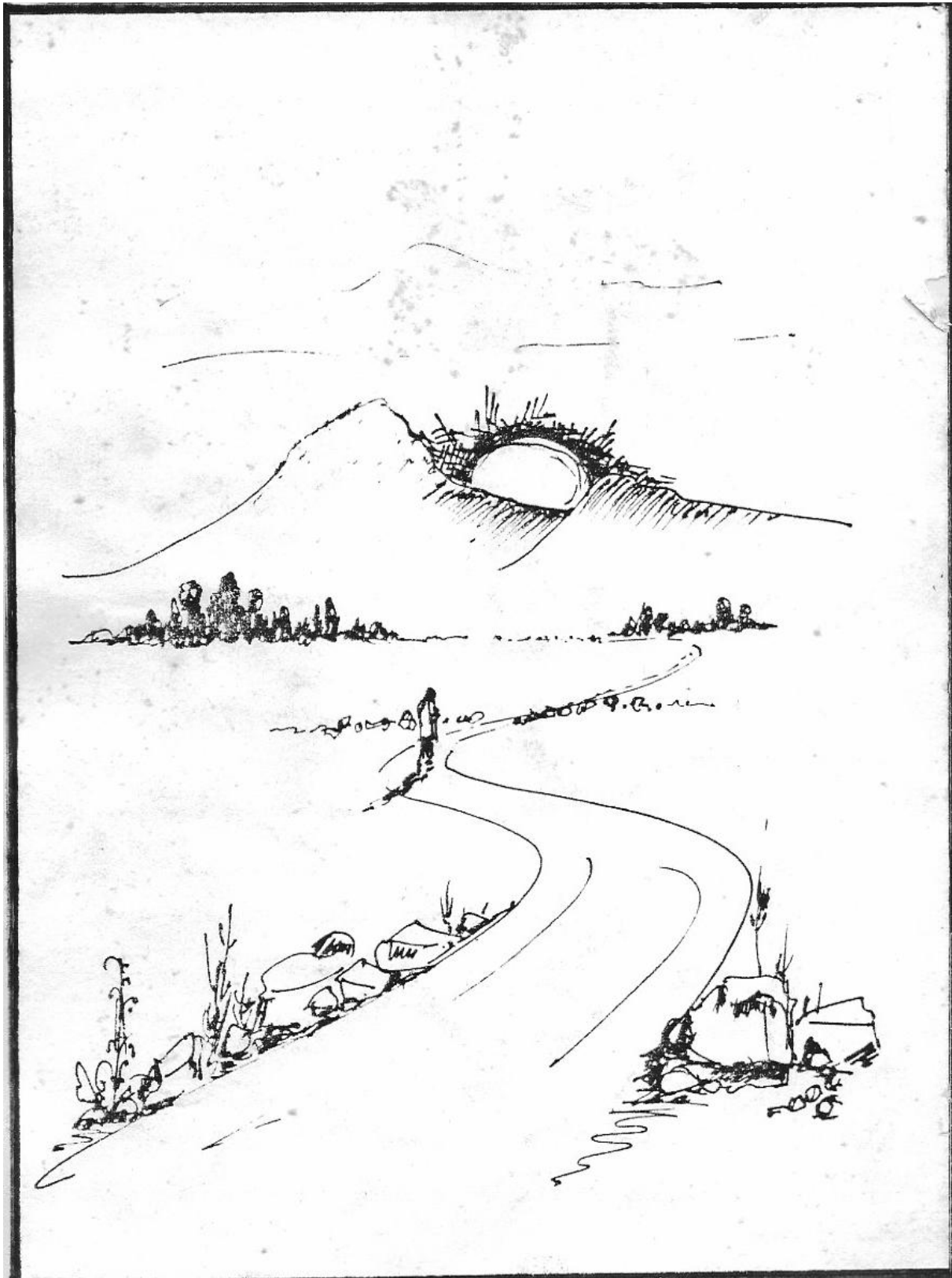


Im Angesicht der Erinnerungen

Asher Zofar/ Otto Pfeuffer



Im Angesicht der Erinnerungen

Asher Zofar

An Ester,

die mich gestärkt und nicht schon von vornherein ausgelacht hatte.

An Judith und Micha,

und natürlich an die Enkelkinder, falls sie sich dafür interessieren.

Einige Danksagungen:

An meine Tochter Judith und an Frau BruriaModai,

die den Entwurf durchlasen und versuchten, mein Hebräisch in ein „gutes Hebräisch“ umzuwandeln.

Und insbesondere anTamar Luf, die den Einband/Umschlag malte.

Handschriftlich: an Micha und Sara; „Du sollst es Deinen Kindern erzählen...“

Unabhängigkeitstag 5745 (*wahrscheinlich: 25.04.1985; Anm. d. Ü.*)

Papa

Die Sonne kommt –zieht ihre Bahn.

Gleich berührt sie den Berg.

Und dämmriges Licht, ein spätes Abendlicht,
sendet seine Strahlen auf das Vergangene.

Und aus dem Meer von Zeit und Geschehen
ragen Klippen auf, Zeugen von Geschehnissen, verborgen in der Tiefe
dem Lauf der Zeit überlassen
die versunkenen Erinnerungen ans Licht bringen.

Wann zerriss das Maßband,
mit dem man den Wert der Dinge bemessen kann?
Wann stand diese Uhr still,
mit der man die Dauer der Zeiten misst?

Was lassen wir zurück und was nehmen wir mit auf dem Weg?
Und was stoßen wir in die Tiefen des Vergessens?
Und was ist unbedeutend und was wertvoll?
Komm! Sorgen wir uns nicht darum, lasst uns auf die Reise gehen!

Wir erinnern uns, fragen aber nicht, warum.
Wir urteilen auch nicht, ob es gut oder schlecht war,
denn die Zeit rennt dahin und Bewegung ist Pflicht
und wer weiß, was nah ist und was fern.

Vorwort

Zwei Vorkommnisse, die zuletzt geschahen und die jede für sich unwichtig sind, brachten mich dazu, zum Nachdenken und zum Versuch, (habe ich mich zu zurückhaltend geäußert?) meine Memoiren niederzuschreiben. Was geschah, könnte man vielleicht damit vergleichen. wenn man einen Stein in ruhiges Gewässer wirft. Auf der Oberfläche erscheinen Ringe kleiner Wellen und am Grund wirbelt der Stein den Bodensatz auf, in dem er versinkt. Es steigen dunkle Schlammwolken auf.

Das erste Vorkommnis war, dass ich eines Tages einen dicken Umschlag aus Deutschland erhielt. Es war die Einladung zu einem Klassentreffen mit der Klassengemeinschaft, in der ich neun Jahre gelernt und mit der ich meine Abiturprüfungen vor fünfzig Jahren abgelegt hatte. Es war das Letzte, was mich zu der Zeit interessierte. Und so packte ich das gesamte Paket mit Namensliste, Festprogramm und Einladung und schob alles tief in ein Schubfach. Nicht, dass ich unangenehme Erinnerungen an meine Schulzeit hatte. Das nicht. Obwohl wir nur vier Juden unter allen Goyimin der Klasse waren, hatte ich mit dem Rest keinerlei Probleme. Die Schule beendete ich genau zeitgleich mit der Machtergreifung Hitlers und neun Monate später war ich schon hier. Die Lernfächer, insbesondere die Naturwissenschaften, interessierten mich.

Jedoch lernte ich etwas Neues: Erinnerungen sind wie ein Trupp kleiner Geister, die man auch mit Befehlen nicht disziplinieren kann. Sie respektieren keine Grenzen, Zeit oder Chronologie. Als der Stein den Grund aufgewirbelt hatte, ließ der Untergrund all die Erinnerungen, die sich gesammelt haben, aufsteigen, sie überfluten einen, und man kann sie nicht abschütteln. Die Räder der Erinnerung beginnen ihren unaufhaltsamen Lauf.

Das zweite Vorkommnis geschah zu meinem 70. Geburtstag. Die Familie gab für mich eine kleine Feier und zu Beginn des Abends warf mir meine Tochter Judith einen Fehdehandschuh hin, eine kleine Herausforderung: Ich solle vom Wichtigsten und Herausragendsten aus den sieben Jahrzehnten meines Lebens berichten. Weil sie gerade gut gelaunt war, hat sie mir dafür eine Minute pro Jahrzehnt eingeräumt. Es war nicht einfach! Sogar zu Zeiten des Mikrofilms ist eine Minute je Jahrzehnt doch etwas wenig. Abgesehen davon, verläuft und teilt sich das Leben nicht nach dem Zehnersystem unserer Zahlenkategorie. Irgendwie habe ich die Sache gemeistert, halb ernst, halb lustig. Doch der „Schaden“ war schon angerichtet. Wiedergeschah Ähnliches, wie damals, als ich die Einladung zum Klassentreffen erhielt: Die Räder in meinem Kopf liefen schnell rückwärts, luden ihren Inhalt ab und Dinge, die ich für lange vergessen gehalten habe (vielleicht wollte ich sie vergessen), stiegen aus den Tiefen des Vergessens an die Oberfläche.

Nun, beinahe zwei Jahre nach Empfang der Einladung und ein Jahr nach jenem Geburtstag, starte ich den Versuch – denn ich bin mir ganz und gar nicht sicher, was daraus werden könnte – etwas aus meinen Erinnerungen niederzuschreiben. Dies ist die Wahrheit, jedoch nicht die ganze Wahrheit. Das erste Mal, als ich mir überlegte, einiges niederzuschreiben, war zehn Jahre zuvor. Ich war krank, unterzog mich einer Operation, danach folgte eine lange Phase von Rekonvaleszenz und Rehabilitation. Es gab Tage, an denen ich in tiefster Verzweiflung versank und düstere Gedanken in meinem Kopf herumschwirrten. Und wie es oft vorkommt: Wabernde Gedanken, werden zu Gedanken, die rhythmisch im Kopf kreisen, sich in Worten konkretisieren und zu Reimen formen.

Die zwei ersten Strophen des kleinen Gedichts zu Beginn des Heftes waren damals, vor zehn Jahren entstanden. Für die Zukunft hegte ich keine großen Hoffnungen und einmal sagte ich Micha, der abgesehen von mir der einzige Mann in der Familie ist: „Ich wünsche mir nicht viel. Ich will nur noch einmal in meinen kleinen Renault einsteigen, zur Bucht von Haifa an einem regulären Arbeitstag ins Werk fahren und früh abends zurückkehren. An einem sonnigen Tag diese schöne Straße fahren, die von Sha'ar HaAmakim nach Tivon heraufführt“. Das Schicksal meinte es gut mit mir und es erfüllte sich mein Wunsch. Ich fuhr diese Straße nicht nur einmal, sondern fast noch zweitausend Mal mehr. Und

so war ich mit weit wichtigeren Dingen beschäftigt, als an mich zu denken und Erinnerungen wachzurütteln. Alles, was von meiner Erfahrung übrigblieb, sind diese zwei Strophen. Aus meinem Blickwinkel wurden mir noch zehn Jahre Leben geschenkt und dafür bin ich dankbar. Doch heute gibt es keinen Grund, diese Erinnerungen nicht wieder aufleben zu lassen.

Und hier gibt es gleich zu Beginn große Zweifel, kein Vergehen. (*hier ist es nicht verständlich, was der Verfasser sagen will; Anm. d. Ü.*) Die erste Frage: Wofür und auf welcher Grundlage schreibe ich. So habe ich noch nie ein Tagebuch geführt. Heute tut es mir etwas leid, dass ich keine Art zweckmäßiges und kurzgefasstes Tagebuch führte. Sagen wir, zwei oder drei Sätze jeden Tag, um festzuhalten, was mir an jenem Tag passierte und was in meiner Umgebung geschah. Nicht mehr und nicht weniger. Denn ein richtiges Tagebuch zu führen hat den Beigeschmack des Hochmuts, eine übermäßige, krankhafte und manchmal sogar narzisstische Auseinandersetzung mit den Gefühlen, die mit den wichtigen Ereignissen im Leben eines Menschen einhergehen (oder, die man begleitend betrachtet). Denn aus Tagebüchern, die ich bisher las, hatte ich stets den Eindruck, dass viele, sollten sie keine entsprechenden Gefühle tatsächlich gespürt haben, Gefühle, die zu Ereignissen passten, erfanden, damit sie abends etwas zum Eintragen in ihr Tagebuch hatten. Denn im wirklichen Leben ereignen sich Dinge, die etwas anders sind, als wir es uns vorstellen. Es gibt wichtige, außergewöhnliche, schicksalhafte Ereignisse, die jedem Menschen widerfahren, so wie die erste Begegnung eines Kindes mit dem Tod, wenn die Großmutter oder ein Klassenkamerad stirbt; oder die erste Freundschaft, die erste Enttäuschung über deren Verlust, Heirat, die Geburt des ersten Kindes, der Tod der Eltern und so weiter.

Ein junger Mensch, der diese verschiedenen Lebensstationen durchlebt, würde denken, er sei erschüttert, gebrochen, verzweifelt im Augenblick des Geschehens. Der Grund dafür ist etwa, dass in dem Moment, in dem schicksalhafte Ereignisse geschehen, ob Trauer oder Freude, wir nicht sofort das Ausmaß ihrer Bedeutung erfassen können und wir überfordert sind, wirklich zu verstehen. Das könnte dann erst etwas verzögert passieren. Vielleicht bin ich verflucht, dass ich immer über meine eigene Schulter hinweg schaue, so wie derjenige, der einem Zeitungsleser über die Schulter schaut, und meine Gefühle in kleine Stücke zerlege und analysiere. Das ist dann der Untergang jeden spontanen Gefühls, doch es verhindert auch eine emotionale Überreaktion, was anzustreben ist.

Also schreibe ich ohne die Hilfe eines Tagebuchs. Das erste Problem, zu unterscheiden von der ersten Fragestellung, ist die Gefahr der Selbstoffenbarung. Sobald der Mensch mit dem Schreiben beginnt und sei es auch nur ein ernsthafter Brief, offenbart er sich. Der vorangegangene Absatz ist ein gutes Beispiel hierfür. Das ist aber das Risiko, das man eingehen muss. Jedoch füge ich schnell hinzu: Ich bin bereit, bis zu einem gewissen Grad mich zu offenbaren, aber ich bin nicht bereit, über Menschen zu erzählen, die ich traf und mit denen ich lebte. Jedenfalls nicht über wichtige persönliche Angelegenheiten, denn es ist leicht, jemanden zu verletzen und mir liegt nichts ferner, als dies zu tun. Mit Sicherheit ist es ein großes Hindernis, das während des gesamten Texts deutlich spürbar sein wird. Denn es fällt schwer, über Ereignisse zu berichten, ohne zu erzählen, wer dort war (das wäre vielleicht noch erlaubt), wie das Verhältnis zu dieser Person war, wie du sie und ihre Taten wertgeschätzt hast und inwieweit diese Person dich und das Ereignis beeinflusste. Autoren verhalten sich gewöhnlich anders. Aber Autoren sind immer etwas verdächtige Personen in den Augen der Öffentlichkeit und haben gewissermaßen Abstand zu jedem anderen Menschen. (Darüber kann man vieles sagen, es ist hier nur nicht der Platz dafür.) Weil in dem Moment, in dem der Autor über Dinge erzählt, die ihm mit lebenden Menschen passierten, geschieht dies naturgemäß aus seinem Blickwinkel, oder er kreierte Darsteller und Szenarien aus seiner Phantasie und offenbart sich dabei selbst vollständig. Und dieses Risiko möchte ich nicht eingehen und ich werde mit Sicherheit keine Menschen, mit denen ich einen Teil meines Lebens durchlebte, da hineinziehen. Ich möchte auch darauf hinweisen, dass dies der einzige Grund ist, wieso ich keine Geschichten oder Romane verfasse.

Ein Depot an weißem Papier, ein guter Globus und ein vermutlich gutes Sprachgefühl sind „wahrscheinlich“ nicht hinreichend dafür.

Eine zweite Frage und eine kardinale Frage ist es, was soll man erzählen und wo beginnt man. Denn es besteht keine Gefahr nichts erzählen zu können. Wenn man tagtäglich lebt, ein Jahr nach dem anderen, denkt man nicht lange darüber nach, was geschah, sondern darüber, was sich ereignet und mit Sicherheit nicht darüber, was geschehen wird. Jedoch die Begriffe „Vergangenheit“- „Gegenwart“ – „Zukunft“ haben zuletzt in der heutigen Situation viel von ihrer Bedeutung verloren. Im unermüdlichen und brutalen Fluss der Zeit (oder besser gesagt, dessen, was innerhalb der Zeit geschieht) gibt es keine Gegenwart. Heute sagt man, der Mensch lebe zwischen zwei Verneinungen: zwischen dem „nicht mehr“ und dem „noch nicht“. Bis einer das Wort „Gegenwart“ ausspricht, sind etwa zwei Sekunden vergangen und nun gehört sie der Vergangenheit an.

Und dennoch! An meinem 70. Geburtstag zum Beispiel, der eine etwas zweifelhafte „Festivität“ ist, sagten wir zumindest manches Nachdenkliche, erschufen uns eine kleine Gegenwart. Ganz einfach: Wir leihen vom „nicht mehr“ etwas aus und nehmen einen Vorschuss vom „noch nicht“, halten das Zeitrennen etwas an, drehen uns um 180 Grad und schauen zurück. Dann sehen wir, wie oben als Erstes erwähnt: Es besteht keine Gefahr, dass es nichts zu erzählen gibt. Denn ich glaube, dass unsere Generation, die zwischen 1912 und 1914 Geborenen und noch dazu Juden, vielleicht die Generation ist, die die meisten Verwerfungen und Erschütterungen erlebte, viel mehr als die Generationen vor und nach uns. Auf deren Rücken die Geschichte konzentrierter und mit einem weitaus höheren Tempo geschrieben wurde als bei den anderen Generationen.

Habe ich vor, Geschichte zu schreiben? Natürlich nicht. Auch keine Erinnerungen der Art, wie ich sie von vielen berühmten Persönlichkeiten las, die ihre Heimatstadt mit vielen Details beschreiben, was man dort trug, was man dort aß, wie viel ein Laib Brot und ein Glas Bier kosteten. Aber, auf der anderen Seite, Geschichte ist die Zusammenstellung und Gesamtsumme von vielen Details und vielleicht wird jemand Interesse an dem finden, was ich zu erzählen beabsichtige, falls meine Kraft es mir erlaubt. Wer wird das sein? Meine Kinder und vielleicht auch, so hoffe ich, meine Enkelkinder, die dann bereits als zweite Generation im Staate Israel geboren wurden und deren Leben, meiner Hoffnung nach, glatt, beständig, dauerhaft und ohne die tektonischen Brüche sein wird wie im Leben meiner Generation. Denn Migration von einem Land ins andere, auch wenn wir es zu Recht Aliya - Einwanderung nannten, ist ein Bruch und im besten Fall eine Beziehung oder Verbindung. Der Umzug von einer Kultur in die andere, von einer Sprache in die andere, von einer Gesellschaft in die andere, selbst wenn es ein Umzug von weniger Gutem in etwas Besseres ist, hinterlässt immer Narben. Nicht umsonst wurde der Begriff: „Kulturschock“ erfunden.

6

Wenn ich zunächst über die Gefahr von Selbstüberschätzung und Introspektion bei der Führung eines Tagebuchs schrieb, so besteht die gleiche Gefahr beim Niederschreiben von Memoiren. Man kann fragen: „Wer bist Du, der Du Deinen eigenen Lebenslauf niederschreibst? Bist Du ein wichtiger Mensch?“ Mit Sicherheit nicht. Doch die Epoche, in der ich den Großteil meines aktiven Lebens führte, war eine wichtige Epoche. Und wenn Erinnerungen an die Oberfläche kamen, warum sollte man sie unterdrücken? Dann sage ich, was der bekannte englische Autor W.S. Maugham, der ein wenig zynisch war, über sich sagte, als er einen Essay über Goethe schrieb (über den Bücher verfasst wurden, die etwa einen Kilometer Bücherregale ausfüllen können): „Ich habe es verfasst, weil mir das Schreiben Freude bereitete, und dies ist eigentlich der beste Grund überhaupt, etwas zu schreiben“. Das ist ein etwas spöttischer und unernster Hinweis, doch in ihm liegt ein Hauch Wahrheit. Wer das Schreiben nicht mag, soll nicht schreiben und niemand nötigt ihn dazu.

Und noch ein anderer Blickauf Erinnerungen: Vielleicht wäre es interessant, den Lauf des Lebens in umgekehrter Richtung zu rekonstruieren, so wie wir mit dem Finger auf der Landkarte dies nach einer fehlgeschlagenen nächtlichen Navigationstour in den Kursen taten. Wo war diese Kreuzung, an der wir den falschen Weg einschlugen? (Damit will ich nicht sagen, dass alle unsere gewählten Wege im Leben fehlgeschlagen waren). Natürlich könnte man meinen, es wäre eine sterile und wertlose Beschäftigung, denn was geschah, ist Vergangenheit und diese kann man nicht mehr ändern. Der oben erwähnte Autor erzählt von sich: „Als ich einundzwanzig wurde, habe ich michentschieden, mein Leben nach einem eigens dafür vorgeplanten Weg zu gestalten.“ In seinem Fall hatte er mehr Erfolg als erwartet. Es wäre aber interessant, eine Umfrage zu machen, so wie es heute üblich ist, und 1.200 Befragten zwei Fragen zu stellen: 1. Hatten Sie mit 16 Jahren einen klaren Plan davon, was Sie lernen oder studieren wollten und welchem Beruf Sie nachzugehen beabsichtigten? 2. Haben Sie mit Ihrem Plan Erfolg gehabt? Ich möchte keine Vermutungen darüber anstellen, wieviele mit ja geantwortet hätten, sogar in ruhigen und normalen Zeiten und sicherlich noch viel weniger in einer stürmischen Ära, in der unsere Generation aufwuchs.

Wir sind keine Fatalisten! Wir wissen, dass der Verlauf unseres Lebens von zwei Faktoren beeinflusst wird (abgesehen vom sozialen und finanziellen Ausgangspunkt und der eigenen Intelligenz, die wir mit auf den Weg bekamen); diese sind: Unsere Entscheidungen und äußere Geschehnisse. Man kann sagen, dass es unserer Generation verwehrt wurde, ihr eigenes Schicksal in Ruhe in die Hand zu nehmen. Unseren Anteil an weltbewegenden, noch mehr an weltzerstörerischen Ereignissen haben wir bekommen! Doch noch in all diesen Ereignissen trafen wir mit Sicherheit nicht nur einmal das Glück am Wegesrand, doch unsere Augen waren blind.

Nun, bevor wir mit dem Erzählen beginnen, einige Regeln, die es zu beachten und einzuprägen gilt. Die wichtigste ist, nie wehmütig zurückzublicken, kein verlorenes Paradies zu suchen, das vielleicht nur in unserer Vorstellungskraft existent war. Des Weiteren dürfen wir auch nicht fragen, warum und an welchen Felsen unsere Träume zerschellten. Ohne Nostalgie, ohne nachträgliche Weisheit, ohne abwertend zu lächeln über etwas, was in uns damals große Aufregung hervorrief, die unser gesamtes Dasein erfüllte und uns heute als eine Kleinigkeit erscheint. Es wäre, als würden wir eine Landschaft durch ein umgedrehtes Fernglas betrachten. Denn der Mensch ist ab dem Kindesalter bis zum Tode gleichsam wie ein Behälter, der nur eine begrenzte Menge an Trauer und Freude aufnehmen kann. Der Spruch: „Mein Glas ist übergelb“, ist nicht nur in der ursprünglichen Bedeutung richtig, nämlich mit Freude, sondern auch mit Trauer. Nur das Volumen des Glases ändert sich mit dem Alter und mit der wachsenden Lebensweisheit. Das Glas eines Kindes ist mit einer Tafel Schokolade oder mit einem neuen Spielzeug bis zum Rand voll zu bekommen, doch es bedarf nicht viel, um seine kleine Welt zu trüben. Bei einem Erwachsenen bedarf es etwas mehr an Gutem oder Schlechtem, um das Glas zum Überlaufen zu bringen. Doch das Bild ist dasselbe. Nur in einem anderen Maßstab. Deswegen darf man vergangene Geschehnisse nicht aus heutigem Blickwinkel betrachten und beurteilen. Es ist jedoch erlaubt, über sie mit der bestmöglichen Genauigkeit und Objektivität zu berichten.

Kapitel 1.

In Deutschland

Als Kind während des Ersten Weltkrieges

„Der Krieg ist der Vater aller Dinge“. So wollte Herakles das Weltsystem beschreiben. Und obwohl er sich nicht auf den Kulturkrieg bezog, sondern auf die Naturgewalten, kann ich diesen Spruch mit einer leichten Änderung als Beginn meines eigenen Lebens verwenden: „Zu Beginn gab es den Krieg“. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, war ich ein halbes Jahr alt. Sicher, ich habe keine festen Erinnerungen an seinen Beginn. Trotzdem, wie bei vielen Menschen, habe ich eine Blitzlichterinnerung an diesen Krieg, die ohne Kontinuität ist, es nichts davor und nichts danach gibt. Es war so, dass mein Vater nicht an der Front kämpfte. Der Grund war, was man heute „ein niedriges Gesundheitsprofil“ nennt. Er wurde im entsprechenden Alter in Deutschland nicht eingezogen, und als der Krieg ausbrach, war er schon achtunddreißig Jahre alt. So überschattete der Krieg unsere Familie nicht sofort. Aber mein Onkel, der Bruder meines Vaters und um 12 Jahre jünger als er, war an der Front. Meine Eltern schickten ihm von Zeit zu Zeit Feldpost-Pakete. Eines Tages, ich denke da war ich zwischen zwei und drei Jahre alt, kam mit der Post ein Paket. Ich war anwesend, als meine Mutter und die Großmutter, die bei uns wohnte, es öffneten. Darin befand sich ein eingetrockneter, von Schimmel vollkommen grüner Hefezopf. Alle brachen in Tränen aus und ich verstand nicht wieso. Nach einiger Zeit verstand ich, was geschehen war. Der Onkel diente in einer sehr mobilen Einheit, so etwa wie unsere heutigen Kommandoeinheiten. Diese Einheit wurde oft nach Bedarf von einer Front in eine andere verlegt. Nachträglich wurde rekonstruiert, dass das Paket an die Westfront verschickt wurde, während seine Einheit auf dem Weg zur russischen Front war. Die Feldpost ließ das Paket kommentarlos zurückschicken und zu Hause wurde das Schlimmste befürchtet. Eine zweite Erinnerung war, dass gegen Ende des Krieges mein Vater doch noch eingezogen wurde. Er kam nicht an die Front, da er nicht ausgebildet war. Er absolvierte eine Art fiktives Training (mit Waffen ohne Drehknopfverschluss), über das er uns humorvoll mit lustigen Anekdoten erzählte. Danach diente er in der Militärverwaltung bei der Fürsorge von Hinterbliebenen. Aber er trug Uniform mit einem breiten Gürtel und einem Schwert seitlich, was uns sehr beeindruckte, und ich war sehr stolz auf ihn.

8

Leben in Not nach Ende des Krieges

Die wirklichen Probleme, die die Gesamtbevölkerung betrafen, begannen meines Erachtens am Ende des Krieges. Im Land fehlte es an allem dringend Notwendigen. Deutschland war nie imstande gewesen, sich vollkommen selbst zu versorgen und das Embargo, das die Briten in der Nordsee, dem einzigen Meereszugang Deutschlands während aller vier Kriegsjahre ausübten, hatte seinen Tribut gefordert. Bis heute kann ich nicht nachvollziehen, wie es meinem Vater gelungen war, unsere Familie zu unterhalten und zu ernähren - Eltern, drei Kinder, die Oma und zusätzlich ein christliches Hausmädchen, das auch bei uns wohnte. Und gleichzeitig war er als Soldat eingesetzt, unser Laden war geschlossen und überall im Lande herrschte Not an allem: Es mangelte an Lebensmitteln, Kleidung, Schuhwerk, Reinigungsmitteln, Kerzen usw. Wir litten nie Hunger, wie es in den Großstädten im Norden des Landes der Fall war. Dort starben die Menschen, wenn nicht an Hunger, dann an Krankheiten. Insbesondere starben viele an der Spanischen Grippe, die 1918 beinahe weltweit ausbrach. Heute liest man in Büchern, dass an dieser Epidemie weltweit 20 Millionen Menschen starben. Weit mehr als alle Kriegsoffer zusammen. Unsere Stadt, die 100 000 Einwohner zählte, lag in einer landwirtschaftlich ertragreichen Region und mein Vater fand immer einen Weg, etwas zu essen aus den umliegenden Dörfern zu beschaffen. Zunächst war er selbst ja ein Dorfkind gewesen und konnte sich mit den Bauern in ihrem Dialekt unterhalten und kannte ihre Mentalität. Aber noch wichtiger war, dass er einen Gegenwert für die Lebensmittel anbieten konnte.

Er verfügte über ein großes Lager an Tabak für seine Pfeife, die stets an seinem Mundwinkel hing, und noch an verschiedenen anderen Kurzwaren, die im Laden waren. Der Tabak überzeugte die Bauern, die Kurzwaren ihre Frauen und so öffnete man die Speisekammern. Wie immer in Krisenzeiten funktionieren Regierung und Wirtschaft nicht und die Menschen kehren schnell in primitive Austauschwirtschaft wie in früheren Zeiten zurück. Ein Hundert Schafe für eine Braut... usw. Und dies noch nicht mal wegen der Abwertung des Geldes auf beinahe Null. Das kam dann später, aber darüber erzähle ich weiter hinten in meinen Aufzeichnungen. Jede Familie erhielt Lebensmittelmarken nach Anzahl der Familienmitglieder, doch wer nur davon leben musste, wäre langsam verhungert. Die Polizei wachte an Bahnhöfen, damit kein Schwarzmarkt entsteht. Das war die Grundlage für viele Erzählungen und Witze. Zum Beispiel gelang es meinem Vater einmal etwas ganz Besonderes zu besorgen: vier lebende Hühner. Er verstaute diese in seinem Rucksack gemeinsam mit einigen Kilogramm Äpfel. Als er den Zug bestieg, schob er den Rucksack unter einen Sitz, er saß auf einem anderen. Falls der Rucksack entdeckt werden sollte, würde man nicht wissen, wer der Besitzer ist. Zu seinem Glück stieg eine große und dicke Bäuerin in den Zug, setzte sich genau auf den Sitz und verdeckte mit ihren weiten Röcken vollkommen den Rucksack. Bis dahin war alles in Ordnung. Eine verbliebene Sorge galt dem Risiko, dass die Hühner anfangen würden zu gackern. Doch zu seiner Erleichterung waren sie ruhig. Der Grund kam bald zutage. Als wir zu Hause den Rucksack öffneten, fanden wir darin frische und warme, jedoch tote Hühner. Wahrscheinlich bekam ihnen die enge Nachbarschaft mit den Äpfeln nicht. Diese teure Beute wurde von unseren christlichen Nachbarn verspeist. Für sie war diese Art der Schächtung koscher. In der Tat: Es ist schwer, Jude zu sein!

Manchmal brachte mein Vater große Stücke Geräuchertes nach Hause, das man ohne Kühlung lagern konnte. In einem der Dörfer, neben dem Geburtsort meines Vaters, gab es einen jüdischen Metzger. Von Zeit zu Zeit schächtete er ein Tier, und dieses Fleisch wurde unter allen jüdischen Familien in der Umgebung verteilt. Wir haben jedoch stets wenig Fleisch auf einmal gegessen, auch wenn wir zufällig größere Vorräte davon hatten. Wir fürchteten immer, die Situation würde sich noch verschlimmern und wir bräuchten die Reserven dafür. Letztendlich war das Fleisch so hart, dass wir es mit dem Messer nicht schneiden und auch nicht zerkauen konnten. Deswegen schnitt mein Vater jeden Freitag mit einer Holzsäge eine Portion für den Shabat-Tscholent ab.

Auch Oma ging ab und zu auf eine solche Schmugglerreise und manchmal nahm sie mich mit, für die Tarnung. Einmal ergatterte sie eine gute Portion Mehl und verpackte diese in einem Karton. Als wir am Dorfbahnhof ankamen, stellte Oma fest, dass dort ein Gendarm stand und kontrollierte. Sie versteckte den Karton in einem Weizenfeld neben den Gleisen, bis zur Abfahrt. Doch dann mussten wir in den Waggon einsteigen. Als der Polizist sie fragte, was sie im Karton hätte, antwortete sie: „Der Junge verweilte einige Tage bei Verwandten im Dorf, hier drin sind seine Kleider verpackt“, der Polizist glaubte es ihr und ließ sie durchgehen. So wurde ich mit fünf Jahren zum Schmuggelassistenten.

Scheinbar ist es mir nicht schlecht bekommen. Im Gegenteil, durch diese Zeit der Lebensmittelknappheit lernte ich etwas Wichtiges und Grundsätzliches fürs Leben, etwas, das ich bis heute bewahre: Essen ist nichts Selbstverständliches und seinen Wert kann man mit Geld nicht messen. Man kann in eine Situation geraten, in der kein Geld der Welt einem irgendetwas beschaffen kann. Ich versuchte diese Einsicht unserer jüngeren Generation zu vermitteln, aber leider ohne viel Erfolg. Eine ähnliche Notsituation, auch wenn nicht so extrem, erlebte ich noch zwei Mal in meinem Leben. Im Zweiten Weltkrieg und während der Rationierungs-Zeit in den ersten Jahren des Staates Israel. Deswegen rege ich mich bis heute auf, wenn ich sehe, dass Brot weggeworfen wird, weil es nicht mehr so frisch ist, dass Essen verschwendet wird oder Kleidung, Geschirr oder andere Gegenstände in den Müll geworfen werden. Ich kann nicht vergessen, dass es Zeiten gab, an denen

wir hier in Israel nicht mal Rohre, Tonnen oder Holz usw. für unsere Binnenwirtschaft hatten und als ich mit meiner Arbeit in der Metallwerkstätte begann, hätte ich keine Arbeit gehabt, wenn ich nicht von Mal zu Mal alte landwirtschaftliche Maschinen zum Auseinanderbauen gefunden hätte.

Manchmal fahre ich hinter einem Militärfahrzeug her, das Brot geladen hat und falls ein Brotlaib herunterfällt, fühle ich, wie mein rechter Fuß automatisch das Bremspedal drückt, um nicht über das Brot zu fahren, obwohl es für die hinteren Fahrzeuge gefährlich sein kann. Ich vergesse nicht, wie ich als Kind in die umliegenden Bäckereien geschickt wurde, um nach „Brötchen für die Kranken“ zu betteln, die ab und zu verteilt wurden, weil meine Schwester einen „schwachen Magen“ hatte. Ab und zu bekam ich eins oder zwei, aber ich bezweifle, dass der Esel meines Nachbarn Yigal solche „Brötchen“ verspeisen würde.

Noch einige Details, um die Not an allem zu verdeutlichen. Mein Vater war ideenreich und besaß einiges an Talenten. Wir sammelten die Paraffintropfen, die von den Kerzen tropften, und davon kochte er gemeinsam mit Natron und einigen anderen Materialien „Seife“. In den öffentlichen Parkanlagen unserer Stadt standen viele Eichen, auf deren Blätter ein Schädling mit Namen „Gallos“ Eier legte. Daraus entstanden Schwülste, aus deren Saft wir zusammen mit Bier Tinte kochten, die wirklich etwas schwärzer als Wasser war. Er kaufte Lederreste, die aus der Schuhsohlenproduktion übriggeblieben waren und beim Kauf neuer Schuhe klebte er sie sofort auf die Sohlen, um diese vor Verschleiß zu schützen. Diese Kunst ist auf meinen zweieinhalb Jahre älteren Bruder übergegangen, danach auf mich. Die Eicheln haben wir geröstet und gemahlen und als „Kaffee“ verwendet.

10

Die Grippeepidemie 1918

Eine markante und starke Erinnerung habe ich an die Grippeepidemie, die 1918 beinahe weltweit ausbrach. Als erste erkrankte meine Mutter, danach mein Vater, die Oma, wir drei Kinder und auch das christliche Dienstmädchen (das ins Krankenhaus geschickt wurde). Eine gute christliche Nachbarin, die im gleichen Gebäude wohnte (vier Stockwerke, acht Wohnungen), pflegte uns ein wenig, als wir alle krank lagen. Danach erkrankte auch sie, dann kamen die barmherzigen Schwestern aus den zahlreichen Klöstern unserer Stadt und pflegten uns hingebungsvoll in Schichten rund um die Uhr, Tag und Nacht. Und alles kostenlos. Sie durften nicht mal kleine Gaben bekommen. Man muss diese wunderbare Tradition hervorheben.

Ich erinnere mich an die endlosen Nächte, als ich im Fieber liegend nicht schlafen konnte. Als Fünfjähriger kannte ich bis dahin die Nachtgeräusche nicht. Die Türen aller Zimmer waren offen, wie in einem echten Krankenhaus. Wir hatten drei große Wanduhren zu Hause, die zur halben und vollen Stunde ertönten. Jedes Mal, wenn ich aufwachte, sah ich die Schwester, in der Ecke neben einer Kerze sitzend und in ihrem Gebetbuch lesend. Dann kam sie zu mir und fragte, ob ich etwas brauche. Langsam verlor ich die Scheu und bat um Hilfe. Ich erinnere mich bis heute an ihre voller Güte strahlenden Gesichter, umrandet von ihren großen weißen Kopftüchern, wie sie sich über mein Bett beugen.

Dies sind meine ersten Erinnerungen an die Erlebnisse in Zeiten des Krieges so wie ein Kind sie fühlen und verstehen kann. Wirtschaftliche Unsicherheit, Lebensmittelknappheit und Mangel an allen Grundnahrungsmitteln und die daraus resultierenden Krankheiten. Danach kamen andere Eindrücke von außerhalb meines Elternhauses, von dem, was im Land geschah. Dazu komme ich gleich. Diese Ereignisse hinterließen in uns Zweifel an Traditionen, an jegliche Autorität und erschütterten das Vertrauen in eine solide Regierung.

Aufbruch und Revolutionen in Deutschland

Mit Ende des Krieges und dem Sieg der Alliierten kapitulierte Deutschland bedingungslos und unterzeichnete den Versailler Vertrag. Das alles ist bekannt. Der Kaiser floh in die Niederlande, zahllose Könige und Herzöge wurden entmachtet, die Sozialdemokraten revoltierten und es wurde eine Republik gegründet, die Weimarer Republik. Ich möchte nicht auf Details eingehen, das alles steht in Geschichtsbüchern. Ich möchte nur den Hintergrund für meine Erinnerungen aus dieser irrsinnigen Zeit wiedergeben. Kaum hatte sich die neue Regierung gebildet, wurde sie attackiert, zunächst von linken Kreisen und von den Kommunisten, danach von rechts-nationalen und extremen Kreisen. An diese Geschehnisse kann ich mich genau erinnern, denn da war ich zwischen 6 und 9 Jahre alt. Als Erstes rebellierten die Kommunisten, die ihre Organisation nach dem römischen Gladiator „Spartakus“ genannt hatten. Das war 1919. In unserer Stadt dauerte diese Revolte nur wenige Tage und wurde sofort von unlängst von der Front zurückgekehrten Soldaten und rechten Studenten niedergeschlagen. Ich erinnere mich an einen Abend, als die Nachricht über Schusswechsel an einem der großen Plätze sich verbreitete. Unser Laden befand sich in der Nähe und gerade an diesem Abend hatte mein Vater, aus irgendeinem Grund, die metallenen Ladenjalousien am Schaufenster nicht heruntergelassen. Trotz Bitten und Tränen meiner Mutter rannte er dorthin, um seine Schaufenster zu retten. Sobald er das Haus verlassen hatte, hörten wir Schüsse aus einem automatischen Gewehr, es war das erste Mal in meinem Leben. Wir zitterten vor Angst und Sorge, bis mein Vater wieder heil und gesund nach Hause kam. So wie er war, erzählte er noch lustige Anekdoten von draußen. (Sein scharfes Auge beobachtete immer die komischen Dinge im Leben). Dieser Aufbruch in unserer Stadt ähnelte wohl eher einer Militärübung. Nicht so war es in Berlin und insbesondere nicht in München. Dort kämpfte man wochenlang, bis die neue sozialistische Regierung treue Kräfte aus den zersplitterten und besiegten Militäreinheiten zusammenführen konnte - es kostete viele Menschen das Leben. Ein Jahr später wurde von der politischen Rechten versucht, die Regierung zu stürzen. Beteiligt war u.a. ein Offizier Namens Kapp (deswegen hieß es der Kapp-Putsch), doch der Aufstand scheiterte.

1923 marschierten die Franzosen in das Ruhrgebiet ein und besetzten die Region trotz ihrer Unterschrift unter den Versailler Vertrag. Dieser Landstrich war sowohl wegen seiner Schwerindustrie als auch wegen des Kohle- und Erzabbaus wichtig. Sie argumentierten, Deutschland würde seinen Vertragspflichten in Bezug auf Kohlelieferung und der Lieferung von anderen Materialien als Kriegsschädigung nicht nachkommen. Was in Deutschland besonders für Unmut sorgte, war die Tatsache, dass unter den Besatzungstruppen auch Einheiten aus den französischen Kolonien waren, das heißt mit schwarzafrikanischen Soldaten. Wir hatten Verwandte in Mainz und sie berichteten uns aus erster Quelle, wie viel Aufbruch und Sabotage-Akte diese „Erniedrigung“ auslöste.

Die bekannteste der Unruhen war der Hitlerputsch am Ende jenes Jahres. Der Putschversuch fand nur in München statt und wurde unmittelbar durch das Eingreifen der Ordnungskräfte unter Einsatz von Gewalt niedergeschlagen. Dabei starben 15 seiner Gefolgsleute. Der Eindruck auf uns Kinder aber war, dass die Regierung schwach und instabil war und es unser Schicksal war, in einem von innengespaltenen und instabilen Staat aufzuwachsen. Es ist für junge Menschen ein schlechter Start ins Leben und gilt als Beweis dafür, dass wir uns als verlorene Generation empfanden. Dies begleitete uns bis zum Ende, was ich mit folgender Geschichte belegen möchte. In den 8. und 9. Jahrgangsstufen des Gymnasiums, also mit 18 oder 19, waren wir verpflichtet, wie auch heute, einen Vortrag zu einem selbstgewählten Thema vor der gesamten Klasse zu halten. Als ich in der 9. Jahrgangsstufe war, wählte ich das Thema: „Die Jugend mit dem Untertitel ‚1914 hörte die Welt auf, ihren gewohnten Gang zu nehmen, zumindest für uns Deutsche“.

Ihre Schwäche zeigte die Regierung darin, dass Hitler zu einer Gefängnisstrafe von nur fünf Jahren verurteilt wurde, die dann aber schon nach einem Jahr aufgehoben wurde. Er erhielt

letztendlich ein Verbot, die restlichen vier Jahre öffentlich aufzutreten und Reden zu halten. Ein gutes Beispiel dafür, wie eine demokratische Republik ihr eigenes Grab selbst ausheben kann, weil zu viel auf die Demokratie geachtet wird. Wir können Ähnliches (im Kleinen) aktuell in unserem Land beobachten, wo man mit der Erscheinung des Kahanismus nicht umgehen kann. *(Kahana war ein rechtsextremer Politiker Ende der 80er Jahre; Anm. d. Ü.)*

In meiner Erinnerung kommt sehr deutlich eine Szene hoch, die bis heute ihre Spuren hinterlassen hat. Ich war damals schon im Gymnasium, vielleicht 13 Jahre alt. Samstagsnachmittags verbrachten wir, einige meiner jüdischen Freunde und ich, mit Spaziergängen durch die Stadt. Immer endeten sie am Platz vor dem Großen Palast *(Anm. Korr: gemeint ist wohl der Würzburger Residenzplatz)*. Jeden Samstag zur gleichen Uhrzeit reihten sich dort in Militärmanier die SA-Mitglieder unserer Stadt und hielten einen Appell ab. Es waren insgesamt 24 SA-Männer in einer Stadt mit 100 000 Einwohnern. Danach bestiegen sie einen LKW und fuhren davon, wahrscheinlich zu Feldübungen. Wir frechen jüdischen Jugendlichen stellten uns in ihre Nähe und lachten über ihre komische braune Uniform mit den aufgeblähten Reiterhosen und den aberwitzigen Hüten. An einem dieser Samstage verließ einer von ihnen die Reihen mit ausgestrecktem Zeigefinger und marschierte schnurstracks auf mich zu, bis sein Finger beinahe meine Nase berührte. Wieso ich nicht sofort die Flucht ergriffen habe, kann ich bis heute nicht sagen. Wahrscheinlich war ich vor Angst und Schrecken an meinem Platz festgenagelt. Er sagte mit einer tiefen und bedrohlichen Stimme: „Euch wird noch das Lachen vergehen!“ Und so war es dann auch. Der Rest steht in den Geschichtsbüchern. Wir hörten auf zu lachen, und nicht nur wir Juden.

-12-

Deswegen habe ich stets Angst vor diesen, die klein anfangen, für eine Sache brennen, energievoll und gewissenlos, und deren Erfolg, obwohl sie eine Minderheit sind, dem zuzuschreiben ist, dass die meisten Menschen nur ihre Ruhe haben wollen und die Demokratie zu nachlässig ist und zu wenig dagegen tut.

Abgesehen davon kann man häufig die gleiche Meinung hören: „Es ist nur eine kleine, unwichtige Gruppe, was können die schon anstellen?“ Es fehlt heute nicht an Beispielen, wozu solche Gruppierungen imstande sind. Aber das hat mit unserer Geschichte nichts zu tun.

Inflation

Falls es noch an etwas fehlte, den jungen Menschen das Vertrauen in diestaatliche Ordnung zu nehmen, dann war es die Hyperinflation in Deutschland. Inzwischen eine der bekanntesten in der Menschengeschichte überhaupt. Ich kann mich nicht genau daran erinnern, wann es begann und wie schnell die Währungsabwertung ging. Sicher aber ist, dass Ende 1923 über die Stabilisierung der Reichsmark entschieden wurde, die dann Rentenmark hieß. Dies nachdem die Inflation eine schwindelerregende Höhe von einer Billion erreichte. (Um Missverständnisse aus dem Weg zu räumen: es geht hier nicht um die amerikanische Billion, was eigentlich eine Milliarde ist, also ein Tausend Millionen. Die europäische Billion bedeutet eine Million Millionen, also 12 Nullen nach der 1). Nochmals, ich kann mich nicht erinnern und wahrscheinlich konnte ich damals auch nicht verstehen, wie meine Eltern es geschafft haben in diesem ganzen Trubel. Eine eigene Geschichte ist die Form der Geldscheine. Sie änderten ihre Gestalt, ihre Größe, ihre Farbe in schwindelerregender Geschwindigkeit. Letztendlich wurde Geld auf Weißpapier gedruckt, nur einseitig und auch diese Scheine wurden einfach abgewertet, in dem eine neue Zahl in Rot darüber aufgedruckt wurde. So wurde zum Beispiel ein 1Million-Schein zu einem 1 Milliarden-Schein, durch einen neuen Stempel zu einem 1 Trillion-Schein, bis ein neuer Schein gedruckt wurde - eine Billion! Wenn vor dem Krieg ein Dollar 4 Mark kostete, kostete er nun 4 Billionen Mark.

Gehälter wurden täglich ausgezahlt und die Menschen rannten sofort los um zu kaufen, was noch zu kaufen gab. Mir wurde diese ganze Situation in einer kleinen Episode klar: Eines Tages fand ich in einem Schubfach, in dem meine Mutter die Haushaltskasse aufbewahrte, einige Scheine, die zwischen den anderen Gegenständen lagen und wohlübersehen worden waren. Ich kann mich nicht erinnern, ob sie Hunderttausend oder Millionen wert waren. Meine Mutter überreichte mir diese und sagte: „Schau zu, was Du dir damit kaufen kannst“. Im Schreibwarengeschäft, wo ich Schreibutensilien für die Schule kaufte, waren kleine Taschenbüchlein mit dazugehörigem Bleistift im Angebot. Das hatte ich mir schon immer gewünscht, doch nie dafür das Geld gehabt. Ich dachte mir: Aber jetzt! Als ich der alten Ladenbesitzerin meinen Schatz zeigte, fand ich heraus, dass er nicht mal für eine Schreibfeder ausreichen würde. (Damals schrieb man noch nicht mit Füllfeder, sondern mit einem Holzstift, an dessen Ende eine Feder angebracht war. Das war im Übrigen die Ursache für viele Probleme, denn mit dem Eintunken des Stiftes in die Tinte hatte man ab und zu einen Flecken im Heft oder die Tintenflasche kippte um und die Tinte floss über die Tischdecke oder den Teppich und Tränen strömten wie Wasser). Dieser kleine Vorfall belehrte mich mehr als alle Gespräche der Erwachsenen um mich herum: Du hältst in den Händen einen Schein, auf dem eine märchenhaft hohe Summe steht und eine dir unsichtbare Kraft entnimmt seinen Wert, wie ein Luftballon, dem die Luft entwichen ist. Ob eine solche Hyperinflation gottgegeben war oder hinter ihr Manipulationen von Interessengruppen steckten wiez.B. die Industriegiganten im Westen Deutschlands oder die Junker, die Gutsbesitzer im Osten oder die Regierung selbst, die sich dadurch jeglicher Verantwortung gegenüber seinen Bürgern entzog, wie bei den Kriegskrediten, die zur Vernichtung von Ersparnissen, Hypotheken, Lebens- und Sozialversicherungen führten, das alles ist für meine Geschichte irrelevant. Fakt ist, wer keine Sachwerte, wie Häuser, Gerätschaften oder anderes Eigentum besaß, ist mittellos geworden.

Nach einiger Zeit gab es den größten Unsinn, die Restitution. Es wurde festgelegt, dass Lebensversicherungen und Hypothekenzinsen einen gewissen Anteil erhalten, besser gesagt, ein bestimmtes Promille ihres Wertes behielten. Mein Vater, der mit fünfzig Jahren 50 000 Mark bekommen sollte, nahm das Restitutionsgeld und bestellte dafür einen neuen Anzug... Meine Großmutter investierte ihre Ersparnisse irgendwie in einen Betrieb als Hypothek und erhielt jahrelang monatlich Geldsummen, die bis zu ihrem Tode bis zu 1 000 Mark betragen. Das für die seinerzeit investierten 30 000 Mark.

Die Negationsgeneration

So komme ich nun zum Ende des Jahres 23. Ich war neuneinhalb und habe schon verstanden, oder besser gesagt gefühlt, was sich um mich herum zusammenbraute. Das Ergebnis war, wie ich vorhin kurz bemerkte, dass wir uns mit fortschreitendem Alter immer mehr betrogen fühlten. Bewusst oder unbewusst verloren wir den Respekt gegenüber der vorigen Generation. Wir beschuldigten sie, sich auf den Krieg eingelassen zu haben, mit der Folge, besiegt und durch einen brutalen, fast nicht zu erfüllenden Friedensvertrag erniedrigt zu werden. Dass sie uns in eine Welt voller Tohuwabohu geboren haben. In uns machte sich ein Gefühl der Minderwertigkeit breit, weil wir in einem armen, erniedrigten, im Inneren zerstrittenen Land lebten, ohne Außenbeziehungen und verhasst von den anderen europäischen Nationen. Ich hätte gerne die Gefühlsentwicklungen von damals erklären wollen. Dafür muss man einen Moment lang das vergessen, was Deutschland danach verursachte, um sich von den Assoziationen zu entfernen, die in einem heute hochkommen, wenn man das Wort „Deutschland“ hört. Denn in jenen Jahren waren die Juden Deutschlands, selbst die sehr religiösen wie wir und nicht nur die Assimilierten, treue Staatsbürger und natürlich wollten sie das Beste für ihr Land (wie in den Schriften über „das Königreich“ steht). Dazu muss man die Gehirnwäsche nennen, die im Geschichtsunterricht stattfand, als wir über den Ersten Weltkrieg aus

deutschem Blickwinkel erfahren, sowie die elterlichen Erzählungen über die guten und ruhigen Zeiten vor dem Krieg, über die finanzielle Sicherheit aller Bürger, nicht nur der Reichen.

All das formte uns zur „Negationsgeneration“. Wir negierten die nostalgischen, etwa die Monarchie verehrenden Rückblicke unserer Eltern und später, als wir uns den Jugendbewegungen anschlossen, negierten wir ihren gesamten Lebensweg, ihre guten Manieren und das, was wir als „die abgemachte Lüge“ bezeichneten. Das heißt aber nicht, Gott behüte, dass wir das fünfte Gebot nicht erfüllten.

In der Schule

Wenn ich etwas über meine Schullaufbahn erzähle, muss ich zum Jahr 1920 zurückkehren, das Jahr, in dem ich eingeschult wurde. Kindergärten gab es zu damaligen Zeiten nicht, aber nicht wegen des Krieges und seiner Folgen. Heute wird der Kindergarten sehr hochgeschätzt und sicherlich mit Recht. Trotzdem, manchmal kann ich ein Lächeln oder eine Frage nicht unterdrücken, welche meiner vielen Fehler denn der Tatsache geschuldet sind, dass ich keinerlei fachmännische Erziehung vor der Schule erhielt.

In unserer Stadt gab es eine jüdische Gemeinde von ca. 3000 Menschen. Die Ausrichtung und die Leitung waren orthodox mit einem Rabbiner (er besaß selbstverständlich einen Doktor-Titel, so war es üblich). Obwohl die Strengreligiösen in der Minderheit waren, hatten wir in der Gemeinde alle Institutionen, einschließlich einer Volksschule mit 8 Jahrgängen. Ein Gymnasium gab es nicht, dazu war die Gemeinde doch zu klein. Aber die Volksschule war gut und wir haben viel gelernt. Abgesehen von den üblichen Fächern einer Volksschule lernten wir, Hebräisch zu lesen, Chumasch (Pentateuch), Gebet, Feiertagstraditionen und vieles mehr. Und dies trotz der Tatsache, dass eine Lehrerin gleichzeitig die erste und zweite Jahrgangsstufe in einem Klassenzimmer unterrichtete und ein Lehrer die dritte und vierte Jahrgangsstufe in einem anderen, so dass manchmal in einem Klassenzimmer über dreißig Schüler gemeinsam saßen.

Es gab keine disziplinären Probleme. Wir waren gut erzogene Kinder aus guten Häusern. Darüber hinaus war der gelbe Stock immer griffbereit auf dem Lehrertisch und zu unserem Leid landete der oft auch woanders... Aber diese Lehrer waren erfahren. Sonst sind drei Tatsachen kaum zu erklären: Erstens, zwei Jahrgangsstufen gleichzeitig erfolgreich zu unterrichten. Zweitens, als ich in der zweiten Jahrgangsstufe war, entschied das Erziehungsministerium, den Beginn des Schuljahres von September auf April zu verschieben, so dass ich nur ein halbes Jahr in der zweiten Klasse unterrichtet wurde. Die Lehrer haben es geschafft. Wenn ich heute noch viele Mängel in der Allgemeinbildung habe, liegt es nicht daran. Und Drittens, als ich nach der vierten Jahrgangsstufe in die Oberrealschule übertrat, erhielt ich am Ende des ersten Drittels das beste Zeugnis unter fünfzig Schülern. Es lag mit Sicherheit an der guten Qualität unserer Volksschule. Dies hat sich auch sehr schnell geändert: Ende des zweiten Drittels besetzte ich meinen für mich geeigneten Rangplatz, den ich neun Jahre lang behielt – guter Durchschnitt. Lernen fiel mir nie leicht. Ich war nicht unter den Genies, die auf den ersten Blick alles verstanden (über echte Genialität sagte Newton einmal – so glaube ich: „Genialität ist zwei Prozent Inspiration (Eingebung) und achtundneunzig Prozent Perspiration (Schweiß)“).

Beim Übertritt von der Volksschule an die Oberrealschule (*Anm.Korr.: Das war ein naturwissenschaftliches Gymnasium und wird heute auch als Gymnasium bezeichnet. In diesem Fall ist es das Röntgengymnasium*) überquerte ich eigentlich die erste Kreuzung in meinem Leben. Es ist ein gutes System in Deutschland. Wenn die Kinder neun werden, müssen die Eltern entscheiden, ob das Kind weiter bis zur achten Jahrgangsstufe die Volksschule besucht und danach als Auszubildender in ein Geschäft geht (bei den Nicht-Juden: einen Beruf erlernt, was wir als Juden uns nicht ausdenken konnten) oder ins Gymnasium übertritt. Der Gymnasialunterricht war zu damaligen Zeiten kein Volksgut wie heute bei uns und dies nicht wegen des Schulgeldes, das sehr niedrig und auch nicht

ausschlaggebend war. In diesem System gab es keine Übertrittsprobleme, wie ich diese hier in Israel beobachte. Die Schüler machen den Wechsel später und haben dadurch Eingewöhnungsschwierigkeiten, insbesondere was Englisch und Mathematik angeht.

In unserer Stadt gab es vier staatliche Gymnasien. Meine Eltern hatten unterschiedliche Überlegungen und fragten mich nach meiner Meinung. Schlussendlich wurde entschieden, dass es für mich nicht notwendig ist, ans Gymnasium zu gehen und Latein zu lernen. Reale Fächer sind wichtiger fürs Leben. Es gab noch eine weitere Überlegung, die etwas lustig war. Die Oberrealschule war nur fünf Gehminuten von uns entfernt, zum Gymnasium waren es zwanzig Minuten... Jedenfalls wurde ich zur Oberrealschule geschickt und dafür war ich meinen Eltern immer wieder im Laufe meines Lebens dankbar. Es war eine große Schule in einem wunderbaren Gebäude, das bestens geeignet und ausgestattet war, um Naturwissenschaften zu lernen. Diese Fächer interessierten mich am meisten und deswegen hatte ich auch nie Schwierigkeiten auf diesem Gebiet. Alles, was wir in Physik und Chemie lernten, wurde uns durch Versuche und Vorstellungen in besonders dafür ausgestatteten Sälen dargestellt. Es gab auch Labors für Schüler, wo wir paarweise an Tischen zusammenarbeiteten und die Versuche wiederholten. So hat sich der Lernstoff sehr gut im Gedächtnis eingeprägt und mein Wissen in diesen Fächern war mir noch viel später im Leben (mit fünfzig, wie ich später erzählen werde) von großem Nutzen.

Nach Abschluss der 6. Jahrgangstufe erreichte ich wieder eine Kreuzung, diesmal die Entscheidung, ob ich noch drei Jahre bis zum Abitur lerne oder nicht. Diese Entscheidung wurde mir überlassen, meine Eltern ließen mich vollkommen alleine entscheiden. Zunächst schlug ich vor, eine Umfrage im Kreis von Menschen zu machen und sie dazu befragen. (1. Ob sie mit 16 einen klaren Plan fürs Leben hatten; 2. Ob sie ihre Wünsche erfüllen konnten). Ich zählte zu denjenigen, die die erste Frage mit einem klaren „ja“ beantworten konnten, jedoch nicht so bei der zweiten Frage.

Ende der 6. Jahrgangstufe entschied ich mich dazu, Medizin zu studieren. Man kann mich fragen: „Wie kannst Du es beweisen?“ Ganz einfach. Um sich an einer Universität einzuschreiben, waren Lateinkenntnisse Voraussetzung, drei Jahre für ein Studium in Naturwissenschaften und neun für ein Studium in Rechtswissenschaften, Philologie und Geisteswissenschaften. Bisher hatte ich keinen Lateinunterricht, die Schule jedoch bot an, Latein in den letzten drei Schuljahren zu lernen. Dieser Unterricht fand drei Mal die Woche um sieben Uhr statt, vor Beginn des Regelunterrichts. Es war kein leichtes Unterfangen, insbesondere nicht in den Wintermonaten. Aber ich meisterte es, obwohl nicht mit besonderem Erfolg. Hier eine Nebenbemerkung, die mit der Geschichte nichts zu tun hat: Weil Latein nicht zu den Pflichtfächern gehörte, gab es über alle drei Jahre keine Prüfungen. Nur zum Schluss gab es eine Art Examen, das daraus bestand, einige Zeilen Text aus dem Lateinischen ins Deutsche zu übersetzen. Und obwohl ich stets ein fleißiger Schüler war (eher weniger ausgezeichnet) habe ich in diesem Fach nicht genügend gelernt. Ich erwähne es wegen der ewigen Diskussion, ob es während des Schuljahres notwendigerweise so viele Prüfungen geben muss oder ob diese nicht stattfinden sollten. Ich bin überzeugt, dass mit weniger Prüfungen der Erfolg des Lernens auch dahin ist. Auch bei den Fächern, die mich interessierten, lernte ich aus Wissensgier, aber immer auch wegen der Prüfungskeule im Rücken. Auch bei Latein, das für mich schicksalhaft war, weil ich auf der Universität angenommen werden wollte, war ich nachlässig. Meine Eltern bestanden darauf, dass ich die freien Stenographie-Stunden nehme, die uns die Schule nachmittags anbot. Es ist für einen Studenten sehr wichtig, aber auch in diesem Fach gab es keine Prüfungen. Am Ende des Schuljahres konnte ich gerade mal ein Wort langsam in dieser Geheimschrift schreiben, vom Schreiben im Sprechtempo keine Spur.

Als ich die Prüfungsnoten in Latein erhielt, wurde mir nicht nur schwarz vor den Augen, sondern auch noch rot. Ich war mir sicher, dass ich kein Zeugnis bekommen werde. Auch der Lehrer war überrascht und sagte mir: „Ich war sicher, dass Du besser bist“. (Interessant zu wissen ist, dass

gerade dieser Lehrer ein langjähriges Mitglied bei der NSDAP war und mit der Machtergreifung sofort zum Bürgermeister der Stadt anstelle des sozialdemokratischen Bürgermeisters ernannt wurde). Er gehörte nicht dem ständigen Lehrerkollegium unserer Schule an und wahrscheinlich war es ihm auch egal. Er unterschrieb eine Urkunde, die bestätigte, dass ich drei Jahre „erfolgreich“ am Lateinunterricht teilgenommen hatte, Nazi hin oder her. Der Weg zur Universität war geebnet. Es kamen unheimliche Mächte und versperrten ihn. Es war März 1933...

Hier muss ich von diesem schicksalhaften Jahr einige Jahre zurück blicken, um ein Gesamtbild über unsere damalige Lebensweise zu geben und nicht nur über die Schule. Mein Leben verlief auf drei parallelen Linien, besser gesagt, auf drei Ebenen. Elternhaus, Schule und die Freundschaft zu einigen Klassenkameraden, Juden und auch Nicht-Juden. Ab der 7. Jahrgangsstufe kamen übrigens sechs Mädchen aus anderen Schulen der Stadt zur Klassengemeinschaft hinzu. Sie waren alle christlich und mit einer von ihnen habe ich eine Art Freundschaft geschlossen. Wir führten Gespräche, gingen ab und zu ins städtische Theater zusammen (bis dahin ging es und nicht weiter...). Ich erzähle es, um die guten Verhältnisse zwischen uns Juden und Nicht-Juden darzustellen. Die dritte wichtige Ebene und in meinen Augen die wichtigste, zumindest im emotionalen Sinne, war meine Mitgliedschaft in einer Jugendbewegung.

Über das Elternhaus und das Judentum in Süd-Deutschland

Unser Haus war ein durchschnittliches jüdisches, orthodoxes Haus des Mittelstands. Mein Vater war in einem kleinen Dorf, ca. 20 km von der Stadt entfernt, geboren. Er war der Erstgeborene und nach ihm kamen noch zwei Söhne und vier Töchter auf die Welt. Mein Großvater war Viehhändler, eine sehr weitverbreitete Beschäftigung unter den Dorfjuden in Süddeutschland. Hier ist nun die Stelle, über dieses Judentum zu berichten, doch nur kurzgefasst. Im Gegensatz zum Norden, wo die Juden in großen Gemeinden wie Berlin oder Leipzig und Hamburg, eigentlich in allen Landeshauptstädten, konzentriert waren, gab es im Süden beinahe in jedem Städtchen und jedem Dorf seit Generationen eine jüdische Gemeinde. Mal besuchte ich mit meiner Großmutter mütterlicherseits ein Dorf in Württemberg, dort war sie geboren und dort lebte meine Mutter bis sie heiratete und in die Stadt zog. Mein Großvater war Lehrer und (*hier eine Abkürzung, wahrscheinlich: Koscherüberwacher*) und Überwacher der Kaschrut. Er verstarb jung, ich habe ihn nie kennengelernt. Einmal jährlich besuchte meine Großmutter die „Gräber der Vorfahren“ und da habe ich den jüdischen Dorffriedhof besucht - jahrhundertalte Grabsteine, manche bis zur Mitte in den Boden versunken. Ich war ein Kind und konnte die Inschriften nicht entziffern.

Hier reicht es auch, wenn ich den Namen der Stadt Rothenburg o.T. erwähne, die Sitz des Rabbiner Meir (Maharam) im 13. Jahrhundert war. Die Städte Mainz und Worms, Sitz unseres Rabbiners Gershom MeorHaGola (Rashi). Sie sind mehr im Südwesten Deutschlands, aber zählen bestimmt nicht zu den nördlichen Städten. Von den südlichen Großstädten erwähne ich München, Nürnberg, Fürth und natürlich Würzburg, meine Heimatstadt. Die erste Erwähnung einer jüdischen Gemeinde ist dort um das Jahr 1000 zu datieren. Die Gemeinde wurde im Laufe von 900 Jahren bis heute einige Male vernichtet und wieder aufgebaut. Zu Napoleons Zeiten, also vor 170 Jahren, lebten dort 14 jüdische Familien. Das bekannte Rabbinergeschlecht der Bamberger diente im Rabbinat. Der Bekannteste war Rabbiner YitzchakDov (Seligman Bär), der von 1839 bis 1878 Stadtrabbiner war. Er gründete das Lehrerseminar der Stadt, über das ich noch berichten werde. Als ich dort lebte, erreichte die Gemeinde ca. 3000 Mitglieder.

Wie bereits erwähnt, war die Besonderheit des Judentums im süddeutschen Raum, dass es beinahe in jedem Städtchen und in einem Großteil der vielen Dörfer eine jüdische Gemeinde gab. Ich habe keine genauen Zahlen, aber ich weiß, dass es im Radius von 30 Kilometern von unserer Stadt

einige Dutzend Gemeinden gab. Ihre Lebensweise war rein dörflich geprägt, in dem Sinne, dass die meisten von ihnen ein eigenes Haus hatten, meistens mit einem Hof inklusive bäuerlichen Gebäuden wie Kuhstall und Scheune. Nicht, dass sie wirklich in der Landwirtschaft beschäftigt waren, obwohl sie hier und da kleine Flächen für den Eigenbedarf bewirtschafteten. In der Regel haben sie mit Vieh gehandelt, wie mein Großvater. Es waren zweifellos sehr besondere Typen. Streng religiös, hielten alle jüdischen Gebote (Mitzwot), aber in der Regel, mit Verlaub, ungebildet und ungehobelt. Oft hielten sie die Tradition strenger ein, mehr als das religiöse Gesetz. Aber, das muss man ihnen lassen, sie waren eine kleine Minderheit zwischen Nicht-Juden, manchmal gar ohne jüdischen Lehrer, der nur einige Mal die Woche aus einem benachbarten, größeren Dorf vorbeikam. Es gab auch keinen Rabbiner und trotzdem bewahrten sie ihre Identität. Schon als mein Vater aufwuchs, war die Zahl der Mitglieder dieser Gemeinden gesunken. Sie wurden kleiner. Abgesehen von einem Onkel, verließen alle sechs Geschwister das Dorf, mein Vater eingeschlossen. Mein Vater kam schon mit zehn Jahren in die Stadt, um die Realschule zu besuchen. Während dieser Zeit kam er bei einer jüdischen Familie unter, wie Dutzende jüdische Schüler es zu tun pflegten, auch noch zu meiner Schulzeit, als sie die Oberstufe besuchten. Schon zu meiner Zeit war diese jüdische Dorfgemeinde verschwunden. Bei einer unserer Fahrradtouren sind wir an einem Dorf vorbeigeradelt, in dem es eine verlassene Synagoge gab, noch mit Mobiliar, Inneneinrichtung und Kronleuchtern. Ob die Torah-Rollen noch vorhanden waren, kann ich mich nicht erinnern.

Das Landjudentum war der Hintergrund, vor dem mein Vater aufwuchs. Und obwohl er die Oberstufe besuchte und danach ein sehr erfolgreicher Geschäftsmann war, (bis zum Kriegsbeginn und zur Inflation, die Ersparnisse und harte Arbeit von fünfundzwanzig Jahren vernichtete). Sein Dasein war geprägt von diesen Wurzeln. Er hatte stets unzählige Geschichten über das Landjudentum auf Lager. Wie bereits erwähnt, verfügte er über ein scharfes Auge, um das Komische im Leben zu sehen. Aus seinen Geschichten über die nichtjüdischen Bauern und die jüdischen Gemeindemitglieder könnte ich leicht ein Büchlein füllen. Doch hier wäre nicht der Platz dafür. Ergänzend sei nur erklärt, dass der Viehhandel eine harte und zehrende Arbeit war, und nicht selten wurde auch die Grenze zwischen Recht und Unrecht überschritten. Vieh ist keine Ware mit Gütesiegel und es gab Raum für allerhand Kosmetik, um das Vieh jünger erscheinen zu lassen. Dies trübte aber nicht die guten nachbarschaftlichen Beziehungen mit den Nicht-Juden. Die Juden waren im Dorf respektiert. Diese Beziehungen wurden noch Jahre nach dem Sieg des Nationalsozialismus auf den Prüfstand gestellt.

Hierzu passen zwei Begebenheiten. Mein Onkel blieb im Dorf wohnen, nachdem mein Großvater und meine Großmutter verstorben waren. Sein erstgeborener Sohn, der mit mir die Schulbank drückte, reiste nach den Abiturprüfungen nach Frankreich, um dort Chemie zu studieren.

-17-

Als er einmal auf Heimaturlaub zu Hause war, klopfte es nachts am Fenster. Einer der Nachbarn informierte meinen Onkel: „Schick Deinen Sohn schnell von hier weg. Morgen kommen sie, um ihn zu holen. Er wird der Spionage verdächtigt“. (Neben dem Dorf wurde damals ein Militärflugplatz gebaut). Als dann der Onkel nach Palästina floh und sein Eigentum verkaufte, erhielt er einen fairen Preis dafür. Der Käufer nutzte die Tatsache nicht aus, dass ein Jude auf der Flucht war. Ich füge hier hinzu, dass die gesamte Familie meines Vaters beizeiten die Anzeichen erkannt hat und Deutschland rechtzeitig verließ. Alle wanderten mit ihren Familien nach Palästina aus, außer einer verwitweten Tante, deren Kinder schon seit vielen Jahren in Amerika lebten, wohin sie selbst auswanderte.

Die Tatsache, dass mein Vater mit seinem Einkommen die Familie gut durchbrachte, war in unseren Augen selbstverständlich. Finanzielle Schwierigkeiten waren uns, den Kindern, jedoch nicht fremd. Manchmal waren einige Störungen im Finanzapparat zu bemerken. Mein Vater besaß ein Geschäft für Nähbedarf und eine unendliche Menge von Waren, die auch unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen. In den Sommerferien halfen wir gelegentlich im Geschäft aus, zum Beispiel beim Verpacken der Waren für den Versand oder beim Einordnen. Als mein Onkel, der jüngere Bruder

meines Vaters, nach viereinhalb Jahren Frontdienst ohne Verletzung zurückkehrte, nahm mein Vater ihn als Partner ins Geschäft auf. Die Geschäftsführung war mit vielen Reisen verbunden und viele Monate im Jahr sahen wir unseren Vater nur zu Schabbat. Interessant ist, dass wir, auch als wir älter und klüger waren, nichts Außergewöhnliches daran fanden und nicht verstanden haben, welche Schwierigkeiten dies mit Sicherheit unserer Mutter bei der Haushaltsführung, bei unserer Erziehung und insgesamt verursachte.

Mein Vater war sozial sehr engagiert und dafür wendete er viel von seiner Freizeit auf. Er galt als wichtiges und respektables Mitglied der Gemeinde. Er war auch in ChewraKadisha Mitglied (*Ehrenamt in jüdischen Gemeinden für die Totenriten; Anm. d. Ü.*). (Bitte hier nicht die ChewraKadisha von damals mit der von hier und heute vergleichen). Diese Mitgliedschaft schloss verschiedene Pflichten ein, abgesehen von der Pflege der Beerdigungs- und Tahara-Angelegenheiten (*Waschung des Toten; Anm. d. Ü.*). Es gab Betdienst bei Sterbenskranken, um die Gebete für ihn während des letzten Atemzugs zu verlesen, damit ein Jude ja nicht seine Seele an den Schöpfer zurückgibt, ohne „Shma Israel“ auf den Lippen zu haben. Es gab auch Dienste für die Gebete in den Häusern der Trauernden. Als wir Söhne das Gebotsalter erreichten, befreiten wir unseren Vater ab und zu von dieser Pflicht und nahmen ihm den Dienst ab. In unserer Stadt gab es ein jüdisches Lehrerseminar (*Anm.:ILBA*), eines von zwei in Deutschland. Eine sehr wichtige Institution, die auch eine Art Vorbereitungsschule mit einem Internat in einem stadtnahen Ort *unterhielt* (*Anm.: Höchberg*). Vater war der Vorstandsvorsitzender des Kuratoriums dieses Internats, was die Aufgabe des Geldeintreibens hierfür mit sich brachte und viel seiner Zeit in Anspruch nahm.

Die Generationenunterschiede waren deutlich zu spüren. Wie ich bereits erzählte und noch weiter erzählen werde, hatten wir junge Menschen immer wieder andere Ansichten in vielen der Lebensthemen und nicht selten, insbesondere an Freitagabenden während des Festessens, wurden Diskussionen über verschiedene Themen geführt. Zum Beispiel über Gemeindeangelegenheiten, die meinem Vater sehr am Herzen lagen. Er pflegte immer, uns zunächst zuzuhören, gab eine Rückmeldung. Aber falls die Diskussion dauerte und sich etwas erhitzte, klopfte er heftig auf den Tisch und schrie: „Alles wisst ihr besser“. Dies setzte dann unserem Meinungs austausch ein Ende.

Meine Kinder, die dies hier lesen werden, würden wohl anfangen zu lachen und sagen: „Schau, wer da spricht!“. Ich denke, natürlich, dass ich für ihre Interessen offener war und immer versucht habe, mich in ihre Welt zu versetzen, und ich hoffe, dass ich nie heftig auf den Tisch geklopft habe während einer Diskussion. (Bei anderen Gelegenheiten wohl schon, doch das darf ein Vater. - 18-

Aber wer weiß, wie ich mich ihnen gezeigt habe? Mein Sohn bat mich zwar noch, als er älter war, gegen Ende seiner Militärdienstzeit an schönen Samstagmitten: „Papa, lass uns spazieren gehen“. Es kam vor, dass wir etwa drei Stunden spazierten und „über dieses und jenes sprachen“. Ich bewahre diese Spaziergänge als wertvolle Erinnerung auf. Aber trotzdem - wer weiß?

Einmal erhielt ich eine ausdrückliche Bestätigung mit klaren Worten (Micha, darf ich erzählen?). Als er zur Grundausbildung einberufen wurde, brachte ich ihn in die Einberufungskaserne mit meinem kleinen „Sussita“-Fahrzeug (*in Israel hergestellte Fahrzeuge unter Lizenz von der britischen Reliant; Anm. d. Ü.*). Es war etwas früh und wir saßen einige Momente im Auto und schwiegen. Es war ein Coolness-Spiel, wie die Jeckes und ihre Söhne es zu tun pflegten. (Ich hörte so oft in Sde Yaakov, dass Jeckes herzlos sind). Als er schließlich das Auto verließ und einige Schritte davonging, kehrte er zurück, steckte seinen Kopf durchs Fenster und sagte: „Ich weiß, Papa, dass ich zu Hause mehr bekommen habe als andere“, drehte sich um und ging. Und dieser Vater hielt noch stand, bis der Junge aus dem Blickfeld verschwand, und ließ dann den Kopf auf das Steuer sinken... („Geschenke des Lebens“). Ich möchte Judith nicht benachteiligen. Mit Töchtern hat man andere Angelegenheiten. Aber ich vergesse nicht, wie ich sie in das Lehrerseminar in Givat Washington fuhr

und welche Tragödien sich dort abspielten. Mir erscheint es auch, dass Papa bis heute für sie eine Adresse ist. Aber nochmals all dem zum Trotz: Was sagt das über Generationenunterschiede aus?

Noch mehr über Schule und über einen verehrten Lehrer

Über die Schule berichtete ich bereits, aber es sind noch einige Dinge hinzuzufügen. Aus den drei ersten Jahren, das heißt bis ich zwölf wurde, habe ich keine besonderen Erinnerungen. Aber ab der vierten Jahrgangsstufe und darüber hinaus erinnere ich mich an die meisten Schuljahre als eine schöne Zeit. Ein Großteil des Lehrstoffs interessierte mich, insbesondere die Naturwissenschaften, wie ich bereits erwähnte. In der fünften Jahrgangsstufe ist etwas Überraschendes passiert. Das war mit Sicherheit zum Teil dem Literaturlehrer Veschpe zu verdanken, der auch der Klassenleiter während der gesamten neun Schuljahre war. Er war ein Mensch mit liberaler Weltanschauung und einer breiten Bildung. Seine Unterrichtsmethoden für die höheren Klassen passten vielleicht nicht immer zum offiziellen Lehrplan, aber zweifellos erweiterte er unseren Horizont und das Wissen und machte uns die Augen auf, um die uns umgebende Welt zu beobachten. Wegen des guten Verhältnisses, das ich erwähnte, suchte ich seine Nähe, und in den monatlichen Wanderungen ging ich immer neben ihm. Am Ende, in der 8. und 9. Jahrgangsstufe, als wir vor der Klasse vortragen mussten, lud er mich zu sich nach Hause ein und lieh mir Material aus seiner Bibliothek aus und Artikel, die er aus einer links-liberalen Zeitung herausgeschnitten hatte und nach Themengebieten getrennt aufbewahrte.

Nach der feierlichen Verleihung der Abiturzeugnisse rief mich der Lehrer zu sich, gemeinsam mit zwei anderen jüdischen Schülern, sowie einer Schülerin und einem Schüler, die christlich waren. Er schlug vor, ihn nochmals zu treffen. Wir verabredeten uns einen Monat danach in einem kleinen Café außerhalb der Stadt. Es war eine gewagte Sache, denn es war der 15. April, zwei Wochen nach der Machtergreifung Hitlers (*hier wohl falsch in Erinnerung; Anm. d. Ü.*) und Juden durften sich schon nicht mehr in der Öffentlichkeit zeigen, aber man hatte es noch nicht so genau genommen und das Treffen fand statt. Sie fragten mich: „Was machst Du nun?“ Ich erzählte, ich würde nach „Palästina“ auswandern. Neun Monate darauf, kurz vor meiner Auswanderung, besuchte ich den Lehrer zu Hause und verabschiedete mich von ihm. Angekommen in Palästina habe ich ihm einige Briefe geschrieben und bis 1935 antwortete er mir in seinem ganz eigenen Stil. Diese Briefe bewahre ich bis heute auf.

-19-

Ich erzähle dies alles, weil ich das Bild von Deutschland vor Hitler vervollständigen möchte. 1945 mit dem Vormarsch der Amerikaner Richtung Osten über das Main-Tal wurde die Stadt Würzburg bei einem nächtlichen Bombardement beinahe vollkommen zerstört. Lange danach bekam ich ein Buch über diese Geschehnisse in meine Hände, das auch die Namen der Verstorbenen aufführte, darunter fand ich den Namen des Lehrers und seiner Frau und dachte an die Verse: „Würdest Du einen Gerechten gemeinsam mit einem bösen Menschen vernichten?“

In der Jugendbewegung

Wenn ich über die dritte Ebene schreibe, auf der unser Leben sich abspielte, meine ich damit unsere Aktivitäten bei der Jugendbewegung. Zunächst muss ich tief Luft holen.

Ich muss um die Sprache kämpfen, um die richtigen Worte zu finden, damit ich den Geist der Geschehnisse wiedergeben und versuchen kann, ihn zu vermitteln, wenn auch nur recht begrenzt. Etwas von der Atmosphäre der Jugendbewegungen in diesen Tagen und vor dem Hintergrund der allgemeinen Stimmung damals in Deutschland, was Geist, Wissen, Kunst und Erziehung angeht. Denn dieses Kapitel meines Lebens ist mir besonders wichtig und aus jener Zeit stammen meine schönsten Erinnerungen.

Vielleicht werde ich mich wie der Gesandte des Volkes ausdrücken: „Bringe Erfolg in meinen Weg!“, oder soll ich gleich den Satz zitieren, mit dem Homer seinen Gesang über den Trojanischen

Krieg beginnen lässt, in dem er die Göttin darum bittet, an seiner Stelle zu singen... aber da ich weder Kantor noch Choralsänger bin, muss ich mich wohl mit der eigenen Sprache begnügen.

Diese gesamte komplizierte Präambel hat nur die Funktion, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, woran wir damals glaubten, und in irgendeiner Art glaube ich auch noch heute daran. Im Elternhaus bekamen wir, was in Kinderaugen selbstverständlich ist: Sorge um unsere täglichen Bedürfnisse, Erziehung zu gesetzestreuen Menschen, sauber zu sein, die Gebote zu halten usw.; das muss man nicht weiter ausführen. In der Schule lernten wir in verschiedenen Fächern Ordnung und Disziplin. Beides formte unsere Persönlichkeit und förderte die Gedankenfreiheit und damit die Voraussetzungen für die Jugendbewegung. Für uns war die Jugendbewegung die Basis für den Rest aller Lebensbereiche und der wichtigste Teil davon. Heute, während ich dies niederschreibe, erscheint es mir übertrieben, aber ich bin sicher, dass wir uns so fühlten und wir versicherten uns dies nicht nur einmal. Die Jugendbewegungen waren eine Besonderheit in Deutschland, wenn ich die Pfadfinder ausnehme, denn diese gab es in allen Ländern.

Einige kurze Worte über die Geschichte der Bewegung. 1913 fand eine Art Gründungskonferenz auf dem „Berg Meißner“ statt, irgendein hoher Berg im Norden Deutschlands, (*Anm. Korrr.: hier irrt der Verfasser: der Hohe Meißner liegt im Hessischen Bergland*) an dem Schüler aus den höheren Klassen und Studenten teilnahmen. Dort wurde eine Art Programm mit den Zielen der Bewegung verfasst: Die Jugend will selbstverantwortlich für ihr Schicksal sein, unabhängig in ihrer Entwicklung zur Aufrichtigkeit, Rückkehr zum natürlichen Leben und zur Liebe der Natur. Frei von Konventionen und von gesellschaftlichen Zwängen und hohlen Manieren. (*„Die Freideutsche Jugend will nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, in innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten.* Knud Ahlborn, in: *Das Meißnerfest der Freideutschen Jugend 1913.* Georg Callwey, München 1913). Selbst, wenn dies gegen das Elternhaus und die Schule verstößt. (Hier könnte noch viel gesagt werden, aber mehr ist hier nicht nötig.) Der wichtigste Grundsatz war: Die Anerkennung der Jugend als ein Wert an sich. (In den früheren Generationen bemühten sich Jugendliche, sich in allem den Erwachsenen anzupassen und schnell diese Krankheit, die Jugend, hinter sich zu lassen.) Interessantes über diesen Zeitgeist kann man im Roman des jüdisch-österreichischen Autors Stephan Zweig „Die Welt von Gestern“ finden, der zuletzt ins Hebräische übersetzt, verfilmt wurde und sogar im Fernsehen zu sehen war,).

-20-

Dieses Programm, die „Meißner-Formel“ hört sich heute hochgestochen und aufgeblasen an, aber sie war eine Revolution in der Art und Weise, wie die Jugend an die Fragen des Lebens heranging.

Inzwischen brach der Erste Weltkrieg aus und viele der Jugendlichen, die an diesem Treffen teilnahmen, fielen im Kampf. Aber sobald sich die Lage in Deutschland etwas normalisierte, wurde die Bewegung wieder aufgebaut, in unterschiedlicher Weise, je nach Kreis - weltliche, christlich-religiöse und am Rand auch solche mit politischem Hintergrund, rechts- oder links-gerichtet, dies aber galt nicht als passend zum Geiste der Meißner-Formel. Dies kann ich nicht zu lang ausführen.

Auch bei uns Juden formierte sich die Jugend in verschiedenen Bewegungen. Die, zu der ich und meine Familie gehörten, war die „Ezra“, eine religiöse Bewegung, die in den ersten Jahren des Bestehens jeden Versuch ablehnte, „politisch“ zu werden - das heißt weder den Zionismus noch den Agudat-Israel (Israel-Verbund) zu vertreten. Mehr Möglichkeiten gab es nicht, denn wir interessierten uns nicht für deutsche Parteien.

Womit haben wir uns beschäftigt? Zunächst mit allem, womit sich die anderen Jugendbewegungen beschäftigten: Ausflüge, Sommercamps, alles begleitet von romantischen Liedern über Naturliebe und Freundschaft. Musikinstrumente wurden zu den Ausflügen mitgenommen. Ich spielte Violine und Mandoline, ein anderer spielte Flöte und mein Bruder spielte

die Gitarre. Und in Räumlichkeiten waren es gemeinsame Aktivitäten, Gespräche, manchmal kleine Basteleien, wenn jemand es gut anleiten konnte. Aber auch religiöse Studien. Es gab Jugendleiter, die dazu neigten, Moral zu predigen und auch die Aufforderung, die Gebote zu halten, kam nicht zu wenig vor, dies mit besonderem Fokus auf die Gebote zwischen dem Menschen und seinen Mitmenschen (Möge Gott es bewirken, dass wir es heute, in unserem Land.... erleben).

Manchmal versuchten wir uns selbst zu definieren, wer sind wir und was sind unsere Ziele. Es war schwer, eine gemeinsame einstimmige Fassung zu finden. Einmal schlug einer der Erwachsenen vor: „Unsere Bewegung ist ein Weg ohne Ziel“ (tatsächlich, gehe ich davon aus). Es war nicht schlecht verfasst, wenn man den Weg der Identitätsstiftung für junge Menschen nicht als eigentliches Ziel an sich ansehen möchte. Wir strebten einen Lebensweg in Aufrichtigkeit, ohne Lügen (einschließlich des Verbots, bei Prüfungen in der Schule abzuschreiben) und in der Liebe zum Anderen an. Vielleicht glaubten wir auch, dass wir mit diesem Verhalten dazu beitragen könnten, eine bessere Gesellschaft aufzubauen und das Gute in der Welt zu vermehren – nach den Schriften unserer Väter: „das Leben ins Gleichgewicht zu bringen.“

Das heißt, wir träumten einen Traum und das war nicht so negativ oder aberwitzig, wie es sich anhört. Im technologischen Bereich sagt man: „Alles, was Menschen sich vorstellen können, könnte eines Tages wahr, manchmal auch übertroffen werden“. Ganz richtig ist es nicht. Doch richtig ist: Was sich ein Mensch nicht in seinen Fantasien vorstellen kann, wird auch nicht erreicht. In diesem Sinne könnte man sagen: nichts in Geisteswissenschaften, im sozialen Bereich und im Zwischenmenschlichen wird erreicht, wenn kein Mensch oder eine Gruppe von Menschen es vorher nicht in ihren Träumen herbeigeführt hätten. Schade, dass man den bekannten Spruch von Theodor Herzl nicht abändern kann und anstelle von „Wenn Ihr wollt, ist es kein Märchen“ sagen kann: „Wenn Ihr wollt, ist es kein Traum“. Ein Märchen erzählt stets von der weit zurückliegenden Vergangenheit, und es wird nie wahr. Ein Traum kann, mit bestimmten Anpassungen, wahr werden, wenn er von jemandem geträumt wurde.

Was stimmt ist, dass die meisten Mitglieder der Jugendbewegung Schüler und Studenten waren, also Menschen, die noch vor dem tatsächlichen Erwachsenenleben standen. Wer mit dem Brotverdienen begann, verließ diese Reihen in der Regel, jedoch nicht alle. Auch die Studenten fanden mit Ende des Studiums problemlos ihren Lebensweg und ihr Auskommen. Aber etwas -21- vom schönen Traum ist immer bei ihnen geblieben. Bis heute, wenn ich zum ersten Mal Menschen begegne, kann ich insgeheim fühlen, ob sie eine Jugendbewegung durchliefen.

(Wie viele davon sind übrig?) Denn ein Traum lässt einen hoffen. Eine Hoffnung ist ehrbar, selbst wenn sie gewagt, gar aberwitzig ist. Eine Hoffnung, selbst wenn sie nicht wahr wurde, führt nicht zwangsläufig zu Enttäuschung, sondern zum Aufgeben und Sich-Abfinden. Und beim Aufgeben derjenigen, die mal wussten, was eine Hoffnung bedeutet, ist ein Teil der Hoffnungskraft übriggeblieben. Gesegnet sei der, der wagte, zu hoffen und einen Traum zu träumen!

Wer danach den Weg zum Arbeitsleben nicht findet, wird Don Quijote genannt, aber bei meiner Seele schwöre ich, dass die Absolventen unserer Bewegung es nicht waren. Einmal jährlich fand eine landesweite Zusammenkunft statt, während der man den Landesvorstand für das folgende Jahr wählte. Dies neben heftigen Diskussionen über die Erziehungsmethoden in der Bewegung und den zukünftigen Weg. Aus den Gewählten in diesen Jahren gingen viele bekannte und wichtige Menschen hervor. Zum Beispiel: Y. Ullman aus unserer Stadt, der Medizin studierte und später Professor und Abteilungsleiter im Krankenhaus Hadassah Ein Karem wurde. Ein anderer aus meiner Stadt, der auch Medizin studierte, emigrierte nach der Machtergreifung Hitlers nach Großbritannien. Es ist Professor A. Neuberger (der Bruder meiner Schwägerin Atara). Er besetzte dort wichtige Posten in der Wissenschaft und in der Lehrtätigkeit und erhielt den höchsten Titel, den die englische Königin

Wissenschaftlern verleiht, samt Teekränzchen im Buckingham-Palast. Er ist weltweit als Dozent für sein Fach unterwegs, verbringt viele Wochen jährlich in Israel, weil er mit der Hebräischen Universität und dem Weizman-Institut für Wissenschaften zu tun hat. Ein anderer P. Rosenblit, wurde später zum Leiter der Religionsfachabteilung des Internats „Mikveh Israel“ und der Bekannteste, zumindest in Israel, ist der ehemalige Oberste Staatliche Ombudsman Israels, Dr. Nebenzahl. Alles Menschen großer Taten und Bedeutung.

Im letzten Kapitel erzählte ich, dass wir die Negations-Generation waren und in der Tat lehnten wir vieles ab, was in der Welt unserer Eltern gewohnt, gar geheiligt war. So ihre leeren Manieren, die abgemachte Lüge, die Pflege des Erscheinungsbildes in Form von Kleidung usw. Zum Beispiel wurde in unserer großen Synagoge nur derjenige zum Vorlesen aus der Torah aufgerufen, der einen Zylinderhut trug. Die älteren Mitglieder unserer Jugendbewegung fanden sich mit dieser Tradition nicht ab, die in unseren Augen lächerlich war. Deswegen wurden sie nicht zum Vorlesen aufgerufen. Aber, als meine Schwester heiratete und ihr Zukünftiger am sogenannten „Bräutigam-Shabbat“ feierlich zum Torah-Lesen aufgerufen wurde (mein Vater war zur damaligen Zeit einer der Gabbaim – Laienvorsteher), war es verständlich, dass auch mein Vater und mein Bruder aufgerufen werden mussten. Aber mein Bruder weigerte sich vehement, in der Synagoge mit einem solchen Karnevals-Accessoire auf dem Kopf zu erscheinen. Es gab eine echte Tragödie zu Hause. Mein Bruder löste die Sache sehr elegant: Er lieh in einem Geschäft einen Zylinder, brachte ihn am Vorabend zum Shabbat mit in die Synagoge und legte ihn zum Vorzeigen auf seinen Platz. Als er aufgerufen wurde, wechselte er im Angesicht aller Anwesenden seinen eigenen Hut mit dem Zylinder und nach dem Torah-Vorlesen tat er das Gleiche in umgekehrter Reihenfolge. (Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!)

Es gab einige weitere Prinzipien, nach denen wir uns richteten, wie nicht rauchen, keine Salontänze tanzen, (bis heute beherrsche ich diese Kunst nicht), keine Krawatte tragen (im Pioniers-Mund Hering genannt). All dies trug einen Hauch von Hippie-Zeiten. Ein weiteres Beispiel: An einem Sonntagnachmittag ging ich zur Tagesaufführung ins Stadttheater mit Wanderkleidung - grüner Pullover, abgewaschene, kurze Kordhose, ein breiter Gürtel mit einer bronzenen, zwei Inch großen Schnalle, die mit Gravuren versehen war, dazu ein Davidstern auf dem Hemd. Ich war davon überzeugt, dass das gesamte Publikum meine kleine Rebellion gegen die Konventionen bemerkte.

-22-

Kulturleben in Deutschland bis 1933

Die Geisteshaltung in Deutschland in jenen Tagen passte gut als Hintergrund zu den Aktivitäten der Jugendbewegungen. Es gab viele innovative Versuche in verschiedenen Feldern. In der Malkunst (die Bilder sind nicht zu entziffern) oder in der Musik (die ist kaum anzuhören). Es wurden aber auch ernsthafte Versuche im Erziehungssystem gewagt, wenn auch an Privatschulen. Es gab eine Revolution im Baustil, im Möbel- und Dekorationsdesign. Es wurde eine neue Architekturakademie gegründet, das berühmte Bauhaus in Dessau. Der funktionale Bauhausstil ist bis heute weltweit bekannt. (Eine der ersten Amtshandlungen der Nazis war, diese Akademie zu schließen). Dazu ist der neue Aufschwung der Literatur hinzuzufügen. Jüdische Autoren waren herausragende Autoren in diesem Feld. Ich erwähne hier nur drei Bücher von drei jüdischen Autoren, deren Themen das Verhältnis zwischen Individuum und Regierung, zwischen Individuum und Justiz waren. Zwei brennende Themen für Jugendliche wie wir. Es sind: „Der Fall Maurizius“ von Jakob Wassermann (erscheint heuer in hebräischer Übersetzung), „Der Streit um den Sergeanten Grischa“ von Arnold Zweig und „Erfolg“ von Lion Feuchtwanger. Auch „Die Dreigroschenoper“, die bis heute sehr erfolgreich ist, wurde von zwei Juden verfasst. Sie ist eine scharfe Satire über den Kapitalismus und

befasst sich dazu noch mit dem Problem der organisierten Kriminalität. All dies bestätigte nur unsere kritische Haltung gegenüber der existierenden Gesellschaft.

Dieses reiche Kulturleben war nur deswegen möglich, weil sich ab 1925 die Wirtschaftslage Deutschlands beträchtlich verbessert hatte. Es war ein kurzzeitiges, letztes Aufblühen vor dem Fall. 1929 brach die furchtbare Krise in Amerika aus, als die New Yorker Börse zusammenbrach und riesige Bankhäuser Bankrott anmeldeten. Seismische Wellen dieses Bebens breiteten sich weltweit aus und auch Deutschland wurde getroffen. Ausfuhrmärkte stürzten zusammen, die Arbeitslosigkeit nahm ihren Lauf und 1933 erreichte die Zahl der Arbeitslosen die unvorstellbare Zahl von 6 Millionen, ein Drittel aller Erwerbstätigen im Land. Für meine Geschichte muss man das nicht weiter ausführen. Die verzweifelten Arbeitslosen waren leichte Beute für die giftige Propaganda und den Antisemitismus der Nazis. Dies alles ist bekannt. Mit durchdachten Schritten und in Etappen, die scheinbar demokratisch waren, übernahmen die Nazis die Regierung und die Revolution erfolgte zunächst beinahe ohne Blutvergießen, wegen der dann später mehr Blut weltweit floss als je zuvor. Sie waren schlau und am Tag nach der Machtergreifung lief das Leben weiter, als wäre nichts geschehen. Um Mitternacht hörten wir die Ergebnisse der schicksalsvollen Wahl. Ich stieg auf mein Fahrrad und machte meine Runden in der Stadt. Abgesehen von Hakenkreuzfahnen konnte ich nichts bemerken.

Im Dritten Reich

Es folgte nicht „Die Nacht der langen Messer“, die Hitler stets seinen SA-Mitgliedern versprach. Am nächsten Morgen kamen die Brötchen und die Milch wie eh und je nach Hause. Viele dachten, dass einem das Dach nicht auf den Kopf fällt und dass es so weiter gehen würde - letztendlich zahlten viele dafür mit ihrem Leben.

Meine Abiturprüfung legte ich Mitte März ab, also noch im demokratischen Deutschland und empfang mein Zeugnis einen Monat danach bei einer feierlichen Zeremonie, als das Dritte Reich bestand, so als änderte sich nichts. Ich war Violinist im Schülerorchester meiner Schule und da ich nicht allzu schlecht spielte, war mein Platz in der ersten Reihe auf der Bühne. Meine Befürchtung, einen Juden würden sie nicht teilnehmen lassen, hat sich nicht bestätigt.

-23-

Unter der Oberfläche gab es jedoch schon Aktionen gegenüber Gegnern der Nazis: Es wurden Kommunisten und Sozialisten und auch Juden verhaftet und in Konzentrationslager gebracht. Viele kehrten zu ihren Familien in verschlossenen Särgen zurück mit dem Hinweis: „Auf der Flucht erschossen“. Aber auf den Straßen draußen war es ruhig, ruhiger als in den Jahren 1931/32 als Zusammenstöße, Rangeleien und sogar Schusswechsel an der Tagesordnung waren. Auch Juden wurden während dieser Zeit noch nicht auf offener Straße gemobbt. Wer gesucht war, wurde gefunden. Selbst die Universitäten standen Juden noch offen und ich hatte Freunde, die so wenig Weitsicht besaßen, dass sie noch ein ganzes Jahr weiterstudierten. So war es auch an der Schule. Eine Freundin von uns schrieb noch ein Jahr darauf ihre Abiturprüfung.

Mein ursprünglicher Plan war es, mich für die Medizinfakultät in Frankfurt a.M. einzuschreiben. Wieso gerade in dieser Stadt? Dort befand sich die Jeschiwa von Rabbiner Jakob Hoffmann, die nach ihm genannte Jeschiwa „TikvatYaákov“. Damals war es in unserer Bewegung gängig, dass jeder mindestens ein halbes Jahr die Jeschiwa besucht. Parallel dazu konnte man sich bei Vorlesungen an der Universität eintragen. Wer eine gute Schule absolviert hatte, beherrschte den Stoff des ersten Semesters der Medizinfakultät und musste diese Vorlesungen nicht besuchen, so dass er sich dem Lernen an der Jeschiwa widmen konnte. Es wurde nur der zweite Teil meines Plans wahr. An ein Universitätsstudium habe ich nicht mehr gedacht.

Der Technion

In der Jeschiwa teilte ich ein Zimmer mit einem jungen Mann, mit dem ich mich im Laufe der Zeit anfreundete. Er hieß Meir. Er wollte an der Hochschule für Technik in Darmstadt Maschinenbau studieren. Auch er verstand gleich, dass es nicht gehen wird und interessierte sich für ein Studium am Technion in Haifa.